

ZUKUNFT GESTALTEN

Wach sein
für die Träume
in der Wirklichkeit

ERWIN RAUSCHER

Voll Sorge die Zukunft zu bedenken, ist Zeichen unserer Gegenwart und kennzeichnet Menschlichkeit. Für Jean Paul Sartre schon war die Gewissheit einer Idee am Missbehagen zu messen, das sie den Menschen macht. Und wer kennt nicht Senecas wunderbaren Satz: „Calamitosus animus futuri anxius“, nach dem die Seele unglücklich sei, wenn sie sorgend die Zukunft bedenkt. „Ach, dass der Mensch so häufig irrt, und nie recht weiß, was kommen wird“, seufzte auch Wilhelm Busch, und im 18. Jh. weissagte der Britte Horace Walpole: „Erfahrene Propheten warten die Ereignisse ab.“ Doch wer nur abwartet, was kommt, wird davon betroffen, ohne daran beteiligt zu sein. Die „Futurologie“ am härtesten kritisiert Erich Fried: „Während sie / von einer Zwischenlösung / der Lebensprobleme ihrer Kinder / erfolgreich übergehen / zu Vorarbeiten an einer Theorie / zur Lösung / aller Probleme / der Kindeskinde / kommen sie / nicht umhin / aus alter Gewohnheit / an ihren eigenen Problemen / zu krepieren“.

Die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit bietet Nährboden für Weissager und Zukunftsforscher, für jene, die Angst schüren, wie für solche,

die mit Analysen und Rezepten davor bewahren wollen. Also werden Megatrends formuliert, analysiert und kritisiert, von der Globalisierung zur Individualisierung, vom Zeitalter der Vielgestaltigkeit nichtlinearer Lebensabläufe bis zu Nachhaltigkeitsaufrufen angesichts zunehmender Veralterung. Kinder, die heute geboren werden, erreichen nicht vor 2080 ihr Pensionsalter – wie also können sie fit gemacht werden für Überflutungen ihrer Zukunft, die nicht nur vom Abschmelzen der Gletscher des Himalaya geprägt sein wird? Der „Trendreport“ feiert 2013 sein zehnjähriges Jubiläum und bietet dafür einmal mehr zeitgeistige und veränderungshörige Metaphern vom „Lifestyle of Resilience“ gegen das Öko-Spießertum über „Augmented Outdoor“, womit Natur nicht mehr im Gegensatz zur Technik steht, bis hin zum „Beau Teen“, mit welchem das Schönheitsimage von Kindern auf dem emanzipatorischen Prüfstand steht.

Auch Erziehung und Unterricht, Familie und Schule geraten ins Visier der Trends und ihrer Setters: Die Familie, einst „modern“ benannt, scheint in der Krise zu sein zwischen Kinderlosigkeit und Arbeitslosigkeit, Geburtenrückgang und Überalterung,

Lebensabschnittspartnerschaft und Single-Symptomatik. Die Schule scheint vor der Zerreißprobe der Sekundarstufe I zu stehen, vor der Eskalation von Mobbing bis Burnout, im wachsenden Spannungsfeld von Migration bis Integration. Zudem steht sie vor der Sinnfrage zwischen abschlussorientierter Überforderung und inhaltlich gelangweiltem Desinteresse zwischen IT-Angebotsfülle und pädagogischem Kompetenzwirrwarr.

Dass auf dem Wegweiser der Zukunft „Bildung“ steht, hat Johannes Riedl prägnant formuliert, dass Erziehung zur Nächstenliebe sich nur durch Erziehung in Nächstenliebe verwirklicht, ist ein von Edgar Josef Korherr geprägtes Paradigma wohl jedes katholischen Familienverbandes. Wie aber lässt sich die daraus erwachsende Verantwortung anno 2013, im Europäischen Jahr der BürgerInnen, pragmatisch gestalten und ideologisch rechtfertigen? Drei solche Wegweiser mögen in der gebotenen Kürze Anstöße sein und geben: (1.) Erst die Eltern als Partner öffnen den Weg vom Gegenüber zur Begegnung im Ereignis von Schule. (2.) Will die pädagogische Diskussion effektiv und effizient sein, also Richtung geben

und finden, so braucht sie mehr Sowohl-als-auch denn ständiges Entweder-oder. (3.) Schule sind wir, wir alle, und es gilt, sie gemeinsam besser zu machen als über- und gegeneinander schlechtzureden. Diese drei Perspektiven seien kurz erläutert (ausführlich siehe im Buch „Schule sind WIR. Bessermachen statt Schlechtreden, Residenz Verlag, 2012).

Vom gegenüber zur Begegnung

Elternschaft und Lehrerschaft als natürliche Feindschaft ist wie das Krematorium von Schule: Mütter und Väter aber als ExpertInnen des Lebens in Fragen des Schullebens einzubinden, öffnet diese, braucht aber systematische und dialogische Vorgangsweisen. Eltern sind und bleiben ein unverzichtbar mitwirkender Teil der Schulpartnerschaft. Die Schule erhält zunehmend die Aufgabe, dafür Anlässe zu schaffen, Themen anzubieten, Info-Modalitäten zu vereinbaren. Je mehr an Mitverantwortung für das Ganze der Schule den Eltern zugesprochen wird, umso weniger werden sie bemüht sein, nur die Interessen des eigenen Kindes zu verfolgen. Wenn Schu-

le mit Eltern kooperieren will, muss sie Service anbieten, darf nicht bloß appellieren. Das persönliche Gespräch wird Kernstück jedes Dialogs bleiben, aber zunehmend wird man auf elektronische Hilfsmittel zugreifen und ein am Standort zu vereinbarendes Modell entwickeln, das Eltern wie SchülerInnen in die Möglichkeiten der neuen Medien einbindet: Mailing, Website-Hilfestellungen, Newsletter der Schule u.v.m. Elternmitverantwortung macht aus der Schule als einem Gebäude ein Geschehen, als Synonym für einen Geist, der im Schulgebäude weht, für den Vorsprung des Menschen vor der Organisation. Eine solche Schule nimmt die Kinder wichtiger als die Ordnung, will keine Anstalt mehr sein, sondern eine Gemeinschaft. In ihr sind SchülerInnen nicht bloß Konsumenten, LehrerInnen nicht bloß Produzenten. Vielmehr haben Eltern, Lehrkräfte und Kinder unterschiedliche Pflichten, aber sie sind von gleichem Wert und haben dieselben Ziele.

Sowohl - als - auch statt Entweder - oder

Bei aller Freude am dialektischen Diskurs gilt es, dem nicht selten ideologisch, nicht aber logisch begründeten Polarisieren ein wertschätzendes Sowohl-als-auch entgegenzustellen: es kann auch anders sein, der/die Andere kann auch recht haben – das wusste schon Sokrates. Schon in der Volksschule brauchen

den Basiskompetenzen im Lesen, Rechnen und Schreiben nicht der Musik-, Kunst- und Sportunterricht gegenübergestellt werden: Unterricht ist schon heute methodisch vielgestaltig geworden, intellektuell anspruchsvoll und schülernah zugleich; er löst solche Gegensätze auf, sind die Fächer doch Denksysteme, die Ordnung schaffen wollen im Wahrnehmen des Ganzen von Bildung. Sie sowohl systemisch zu trennen als auch vernetzend zu verbinden, wird zum Kennzeichen modernen Unterrichtens. Als weiteres Beispiel diene der Mathematikunterricht von älteren Jugendlichen: Seine herbeigeschworene Anschaulichkeit ist nichts mehr und nichts weniger als entlarvte Theorie – eine Theorie mit lächelndem Gesicht. Die klassischen Gegensätze mechanischer Rechentechnik und künstlerischer Problemlösung werden in einem Kulturfach Mathematik versöhnt, das sowohl kreatives Problemlösen als auch solides lineares Rechnen und Üben mit praktischem Nutzen anbietet. Mathematik vereint – im Diskurs über ein Problem. Sie ist Vergangenheit – ohne sie hätten die Ägypter keine Pyramiden gebaut – und Zukunft – ohne sie wären die modernen Informationstechnologien undenkbar. Und wir könnten nicht auf den Mond fliegen, sondern würden noch hinter dem Mond leben. Eine ähnliche Bildungsaufgabe hat die Schule in der Musik zwischen U und E, also eben nicht zwischen ungut statt edel im Sinn von Beatboxing statt Tanzmusik

UNIV.-PROF. MMAG. DDR. ERWIN RAUSCHER,
geb. 1950, ist Rektor der Pädagogischen Hochschule
Niederösterreich. Seine aktuellen Arbeitsfelder sind
„PädagogInnenbildung neu“, Migrationspädagogik,
Schulinnovation und Schulmanagement.

der Hochrenaissance. Man kann fast beliebig fortsetzen, über die Fragen der Verbraucherbildung und Herausforderungen der Inklusion, bis hin zur seit Jahrzehnten polarisierenden Diskussion um die Sekundarstufe I als bildungspolitisches Kampftema: Die Polarität zwischen einerseits einer gemeinsamen Schule für alle und andererseits einer differenzierenden Schulform in Pflichtschule und höhere Schule ist eine falsche. Vielmehr gilt es, für alle SchülerInnen die bestgeeignete zu finden und auszuformen. Dies kann nicht geschehen durch komparative Bewertung einer höheren Schule, die andere erniedrigt, aber auch nicht durch bloßes Angleichen. Die Angebotsvielfalt einer Schule soll ihr Gradmesser sein, nicht Vergleichsbarometer. Die selektive Schule kann eine gemeinsame sein, wenn sie individualisiert. Die gemeinsame Schule kann eine selektive sein, indem sie differenziert. Jeder radikale Wandel braucht Entwicklung, nicht umgekehrt. Gewachsene Strukturen zu verändern bedeutet eben nicht, sie zu zerstören, sondern sie zu erweitern, zu vertiefen und neu zusammenzufügen.

Schule sind wir alle

Schule braucht nicht Besserwisserie von außen, sondern Reform durch Mitgestaltung von innen:

SchülerInnen wollen in Augenhöhe lernen; Eltern sind unbezahlte, doch unbezahlbare Mitverantwortliche; LehrerInnen brauchen Wertschätzung für ihren Beruf als Berufung.

Wer nicht besser wissen, sondern Schule für die Zukunft besser machen will, denkt darüber laut nach, wie sich Lernkultur gestalten lässt – schülernah, vielgestaltig, anspruchsvoll –, wie die Fächer neu gedacht und neu gemacht werden können, wie Schulautonomie durch Mitverantwortung gelebt und erlebt werden kann, wie Schuldemokratie durch Vereinbarungskultur wirksam wird, was es bedeutet, gut leben zu lernen statt nur viel haben zu wollen, warum Kinder darin gleich sind, verschieden zu sein, wie Lerngesundheit als Gewaltprävention wirkt, warum wir kein Entweder-oder von Gesamtschule oder Gymnasium brauchen, sondern zwei Schienen für einen gemeinsamen Weg der Vielfalt. So wird die Schule vom Ort, in den man geht, zum Ereignis, das man schafft. Schule sind wir: Nicht PISA macht die Schule besser, sondern Persönlichkeit. Nicht die Besserwisser, die Bessermacher! Wie meinte schon Erich Fried: „Wo lernen wir uns gegen die Wirklichkeit wehren / die uns um unsere Freiheit betrügen will / und wo lernen wir träumen / und wach sein für unsere Träume / damit etwas von ihnen unsere Wirklichkeit wird“?! ■